

Künstlerlaune.

Novelle von Hedwig Lange.

(Schluß.)

Die Wogen gehen hoch; Vera hört das gewaltige Rauschen bis hier herauf, und die rasch zusammengetriebenen dunklen Wolken lassen die Seefläche aschgrau erscheinen. An den flachen Strand, hinter dem sich das Dörfchen aufbaut, ist so viel Schaum zusammengetrieben, daß diese weiße Fläche von der Höhe her wie eine gewaltige Schneeverwehung wirkt.

Ein unklar ängstliches Gefühl überkommt sie bei diesem Anblick, aber die ganze Bedeutung dieser Witterungsveränderung geht ihr doch erst auf, als sie Mor Cilla wieder sieht. Die sonst so behagliche, phlegmatische Frau wird offensichtlich von einer gewaltigen inneren Angst hin- und hergetrieben. Das Abendessen, das sie als pünktliche Hausfrau zwar auf den Tisch gebracht hat, bleibt von ihr unberührt. Nachher treibt es sie wieder ruhelos von ihrer Arbeit zum Fenster, vom Fenster zur Arbeit, und Vera hört sie manchmal einzelne abgerissene Worte vor sich hinhurmeln, die sich vielleicht als Stoßgebetlein an den Himmel richten.

In später Stunde erscheinen zwei Frauen bei Mor Cilla, Mutter und Schwester der Larzens. Sie haben eine aufregte Unterhaltung, und Vera versteht daraus, daß man sich auch in jener andern Häuslichkeit um die Segler ängstigt.

In dieser Stimmung geht sie zu Bett und verbringt eine unruhige Nacht.

Der Sturm hält den ganzen folgenden Tag an. Vera verbringt viele Stunden in den Klippen. Das gigantische Schauspiel der rollenden Wogen, in denen es beim Anschlagen wie Gewehrjalousien knattert, gibt ihr keine Erhebung in das ängstlich zitternde Herz hinein. Die bange Frage einer kleinen Menschenseele will heute nicht zum Schweigen kommen vor der Ewigkeitsstimme, die die Natur an solcher Stelle spricht.

Sie sitzt auf dem gewohnten Stein mitten in der Brandung, unempfindlich dafür, daß der Sturm sie bis auf die Haut durchweht und ihr in Haar und Kleidern reißt, unempfindlich auch dafür, wenn eine an ihrem Stein hochspringende Welle sie mit einem Sprühregen überschüttet.

Ihre starr in die Ferne gerichteten Augen haben eine Vision. Immer und immer dasselbe Bild. Es zerfließt und ersteht immer

aufs neue und hält ihr die Sinne in atemloser Spannung gefesselt. Sie sieht ein mit den Wogen kämpfendes Segelschiff; bald scheint es unterzusinken, von den andringenden Wellenbergen begraben zu werden; bald richtet es sich wieder empor, und tröstlich stehen seine Segelstangen wieder aufrecht über dem Toben der Elemente.

Und die bange Menschenseele kämpft den Kampf mit; bald bebt sie, bald flammt sie und richtet sich in neuer Hoffnung empor. Im Lauffschritt eilt Vera heute nach Hause, von der vagen Hoffnung getrieben, er könne inzwischen trotz allem glücklich und unverfehrt daheim angekommen sein.

Sie findet Mor Cilla im Begriff, zu den Larzens zu gehen, und schließt sich ihr unaufgefordert an.

In der kleinen Schifferhäuslichkeit finden sie dieselbe Ver-

störung. Bei ihrem Eintritt sehen sie die alte Frau im Kloben vor dem Bett in den Knien liegen und laut beten. Die Tochter gibt leidend ruhig und gefaßt Auskunft auf Mor Cillas aufgeregte Fragen.

Natürlich waren sie nicht zurückgekommen, wie sie versprochen hatten; das war ja auch des Wetters wegen nicht möglich. Auch eine Nachricht hätte sie noch nicht erreichen können. Nein, noch war durchaus kein Grund vorhanden, das Schlimmste zu befürchten, und man wollte weiter zu Gott hoffen, daß es ihnen gelungen war, vor Ausbruch des Sturmes Land zu erreichen.

Und sie legt, während sie so spricht, ihre Hand fest und nachdrücklich auf die Schulter der Mutter, die wie gebrochen auf ihrem Schemel hockt und immerfort stumm vor sich hin nickt.

Mor Cilla aber faßt auf dem Heimwege den Arm ihrer Begleiterin; sie drückt ihn an sich, als ob sie sich der Nähe von etwas Lebendigem, Warmen inbrünstig versichern wolle.

„O Fröhen, Fröhen, ich hab' eine Ahnung: er kommt nicht wieder; er bleibt, wo auch sein Vater geblieben ist. Das stand ihm in den Sternen geschrieben, und Menschenwitz kommt's nicht hindern, trotzdem er nicht Schiffer wie sein Vater geworden ist ...“

Das ist eine Nacht!

Vera hat noch nie die Brandung hinter den geschlossenen Fenstern gehört. Heute hört sie sie, und so nah klingt das Rauschen, als ob die Wellen bereits an den Hauswänden lecken. Der Sturm tobt und knarrt in dem Holzgebälk und den Dachziegeln, er drückt gegen die Fenster, als ob er sie aus den Angeln heben will. Und die Phantasie, die in der Dunkelheit der Nacht mit schrecklicher Übertreibung ar-



Das Weihnachtsgeschenk des deutschen Kronprinzen an seine Armee.
(Mit Text.)

beitet, sieht in dem Toben der entfesselten Elemente den kommenden Untergang für alles Lebendige, und aus der furchtumschütterten Seele ringt sich nur immer wieder und wieder die stammelnde Bitte: Herr, mein Gott, schone sein Leben! Laß ihn nicht verloren sein!

Der folgende Tag bringt wieder ruhige See, aber weder die Reisenden zurück noch eine Nachricht von ihnen.

Und noch ein Tag und noch ein Tag dieser Ungewißheit vergeht. Man lebt inzwischen, wie man zu leben gewöhnt ist: d. h. man steht des Morgens auf und setzt sich zum Frühstück. Man geht aus und kehrt zur Tischzeit wieder und geht wieder hinaus. Aber der äußere Mensch macht all das ganz automatisch aus langer Gewohnheit her, während die Seele wie in einem verhängnisvollen Banne gefesselt ist, und der Gedanke um die große Zentrale kreist: lebt er noch? Lebt er nicht mehr?

Und dann ist sie auf einmal da, die Gewißheit!

Als Vera gegen Abend des vierten Tages von stundenlangem Aufenthalt an der gewohnten Stelle in den Klippen zurückkehrt, sieht sie in der Dorfstraße verschiedene Gruppen von Menschen, die offenbar erregt irgendein Ereignis besprechen, und der Name Larssen als einzig verständliches Wort klingt ihr im Vorübergehen hier und da entgegen.

Vera fühlt sich von einer schlimmen Ahnung befallen, aber sie hat nicht den Mut, die fremden Weiber, die sie neugierig anschauen, anzureden, aus Furcht, daß sie sich doch nicht mit ihnen verständigen werde.

Da fällt ihr Auge plötzlich auf die Amerikanerin-Schwedin, die in einer Gruppe das Wort führt, und in schnellem Impulse tritt sie auf sie zu und fragt sie auf Englisch, ob man Nachricht von Larssens hätte.

Die redselige Frau löst sich von ihrer Gesellschaft und geht mit Vera weiter. „O yes,“ sagt sie wehlagend, „what an ill-luck! Eben hat sich die Nachricht im Dorfe verbreitet, daß bei A. am Abend des ersten Sturmtages ein Segelschiff mit der ganzen Besatzung untergegangen ist. Man sah das Unglück vom Lande aus, ohne Hilfe bringen zu können. Niemand anders als die Larssens und Mor Cillas Sohn, der Maler, können es gewesen

sein, denn es ist kein anderes Schiff als verloren gemeldet worden. — Gott tröste die Armen! Mor Cilla verliert den Sohn auf dieselbe Weise, wie sie den Mann verloren hat, und bei Larssens ist Vater und Sohn auf einmal fort!“

Sie stehen vor Mor Cillas Hause. Vera sieht mit leerem Blick in das Gesicht der schwappenden Frau, auf dem die behagliche Genugtuung ausgeprägt ist, die Sen- sation des Tages weiter gegeben

„Kommen Sie, Mor Cilla, die Luft wird Ihnen gut tun nach all der Stubenhast“, sagt Vera in liebevoll zurendendem Tone und führt die mühsam an ihrem Arme Hinschleichende auf einem Lehnstuhl auf die Galerie.

Schwerfällig sinkt die Kranke auf den Sitz und schließt für einen Moment die Augen, erschöpft von dieser ersten körperlichen Anstrengung nach dreiwöchigem Krankenlager. Dann öffnet sie die Augen wieder und läßt sie langsam rundum gehen. Sie hebt die Hand und streicht über Stirn und Augen hin, als versuche sie mit dieser Bewegung den Schleier wegzuschieben, der über ihrem Hirn liegt, und die Geschehnisse der letzten Zeit in einen undeutlichen Nebel hüllt. Müde und stumpf geht der Blick über die Strohdächer der gegenüberliegenden Häuser, hinter denen heiter und sonnenüberfunktelt die See blinkt, und ebenso müde und stumpf wandert er die Dorfstraße aufwärts, die in der Nachmittagsstille träumt, und kehrt unbelebt und still zurück. Es kommt erst Leben in ihren Blick, der Ausdruck einer plötzlichen Angst, wenn das Mädchen den Rücken wendet und ins Haus geht, und in der unwillkürlichen Bewegung der Hand nach ihr hin ist ebenfalls Angst ausgedrückt, das Bestreben, festzuhalten, was sie in undeutlichem Empfinden immerfort zu verlieren fürchtet. Und ist dann Vera zurückgekehrt, um ihr ein Kissen hinter den Rücken zu schieben oder mit freundlichem Zureden eine Tasse Milch vor sie hinzustellen, dann hebt ihr wohl ein kurzes Aufseufzen der Befriedigung die Brust, aber sie spricht kein Wort und sinkt wieder in ihren apathischen Zustand zurück.

Vera steht mit dem Rücken an die Brüstung gelehnt und streicht gedankenlos lieblosend über den grauen Scheitel der Alten hin. Durch die offene Tür vor sich sieht sie in das halbdunkle, holzgetäfelte Zimmer mit dem abgegrägten Dach, und dabei geht ihr die Vorstellung durch den Sinn: dies ist nun das Leben, an das sich das deine knüpft, und dies ist der Rahmen, in dem sich dein Dasein abspielt. — Daneben erblickt plötzlich das Bild jener andern Vera Kruse in ihrer Berliner Häuslichkeit, im Atelier des Künstlers inmitten glücklicher, arbeitsfroher Genossinnen. Wie fern scheint ihr jene Zeit zu liegen! Wie fremd ist sie sich inzwischen

selber geworden! — Wann war das doch, als jener seltsame Wandel in ihrem Leben eingetreten war? Das war in jenem Augenblick geschehen, als sie diese alte Frau zusammengebracht fand unter jenem Schmerze, in dem eben ihre eigene Seele zuckte. Da war es über sie gekommen wie etwas Elementares, die Erkenntnis: sie und ich, wir beide, die wir ihn geliebt, die wir den gleichen Verlust bewei-

nen, gehören fortan zusammen. Das war nicht das Produkt einer sorgfältigen Überlegung, eines sich moralisch Verantwortlichfühlers, sondern der stille Zwang des Herzens und der Verhältnisse, in denen sie stand. Wie hätte sie sich lösen sollen? Die arme Frau, die die Erschütterung aufs Krankenlager geworfen und in ihrem



Feldzeugmeister Potiorek.
Phot. Diegnier. (Mit Text.)



Das Leben in den vordersten Schützengräben.

Nachst. Schlafhöhlen und Sitzgelegenheiten, links Kohlräume, die als Tisch und Schrant dienen.



Verbindungsgraben zum Befördern von Munition und Nahrungsmitteln nach den vordersten Schützengräben.

zu haben. Derselbe leere Blick gleitet über die Hauswand und die Fenster hin, als wundere sie sich flüchtig darüber, daß man dem Hause nicht schon von außen das Unglück ansehe, das soeben unter sein Dach gezogen ist.

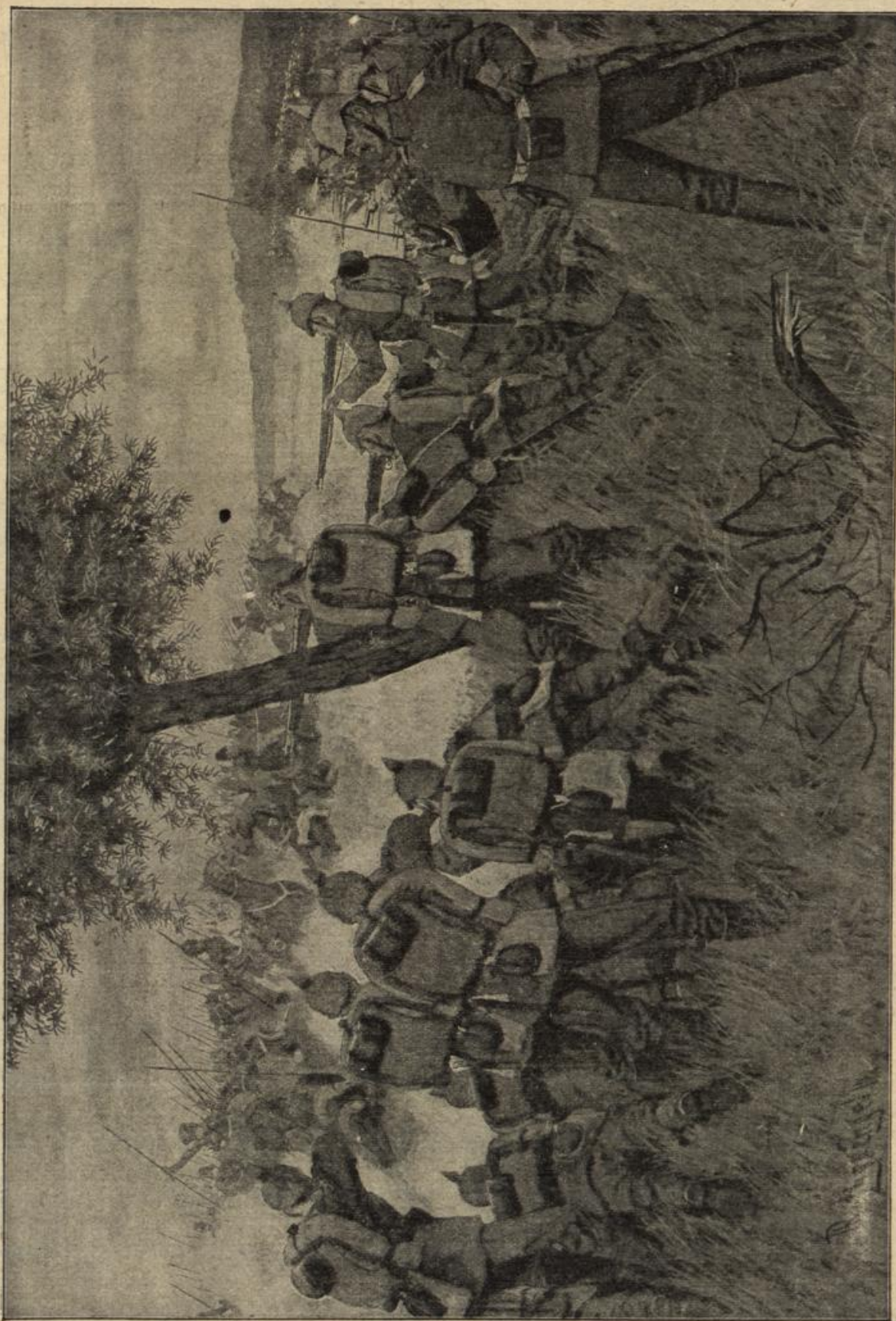
Fieber verwirrten Gehirn unklar empfand, daß sie etwas nach, etwas Unersehliches verloren hatte, die langte nach der und der Liebe, die sie neben sich spürte, in der beständigen daß ihr auch diese entrisen werden könnte. Nichts und hand konnte ihr die Pflegedienste dieses fremden Mädchens und, das vor nunmehr acht Wochen zum ersten Male in

von Gesichtskreis ge-
breiten war, soviel
Aufrichtige Nach-
hen, innen sich auch an-
Au, als ob sie in-
denstiv fühlte, daß et-
liegt. Gemeinsames
un, was sie mit die-
der verband trotz der
iden schieblichkeit der
stelt enstreich und des
van dungsstandes, aus-
ach-en sie zusammen-
zu- mmen waren; als
lus-te sie's, daß beider
hen ankenwelt die
der the Zentrale hatte.
ngst Unberührt, in den
hem itel geschoben,
era d der Malfasten,
ben lepte angefangene
zu- schaft, und wenn
edi- gleichgültige Blick
r in traf, dann regte
in ihr kein Wunsch.
icht war, als gäbe es
in. keine Brücken, die
olz- enen Abschnitt ih-
ehrt Lebens zurück-
an- ten, da sie der
ich st angehört hatte.
mer ihr war, als hätte
des sich zu schämen,
Sie in sie an jene Zeit
nen te, als eine, die
mit falschem
mud behängt; als
e sie sich damals
einer beständigen
vahrheit bewegt,
hätte sie nach et-
gelangt, wozu sie
e Verufung ge-
t, als hätte sie sich
falsche Priesterin
den Tempel der
ist schleichen wol-
Ja, sie weiß es
einmal: der ihr
bild und Zeitstern
esen, hat mit sei-
n Verschwinden
auch die Lust und
Willen zur Kunst-
itigung ausge-
bt. Und es ist ihr
Schmerz: ihre
le ist erfüllt von
einen großen
merze, von dieser
nungslosen Schn-
t nach dem, der
immer aus ihrem
den gegangen ist.
Während der ge-
stenverlorene Blick
wendet und die
rftstraße entlang
tet, da hat sie wie-

eine Vision wie damals, als sie das mit den Wellen kämpfende Segelschiff sah. In der fernen Perspektive der Dorf-
he sieht sie sonnenvergoldet seine Gestalt auftauchen. Sie
t ihn, wie sie ihn manchmal hat daherkommen sehen, wenn er
in ausgewandert gewesen und sie voll eifersüchtigen Küm-
es seiner Rückkehr gewartet hatte. Ganz wie einst kommt er
er mit dem jünglingshaften, frischen Schritt, dem wehenden

Mantel um die Schultern, den Malfasten in der Hand. Mit
weiten Augen und verhaltenem Atem steht sie da und sucht mit
allen Sinnen diese Vision festzuhalten, damit sie ihr nicht gar
zu rasch in Nichts zerflattere. Aber die Erscheinung bleibt; sie
bewegt sich näher, wird größer und größer ...

Die Hände des wartenden Mädchens schließen sich trampf-



Ein russischer Kavallerieangriff gegen deutsche Schützenlinien. Nach einer Zeichnung von S. Rothgaengel.

haft um das Holz der Galerie; die ganze Seele tritt in ihre Augen,
Furcht, Hoffnung, grenzenloses Glück. Ist es doch keine Vision?
Ist er es wirklich?

Und immer rascher nähert sich die schnell ausgreifende Gestalt.
Die Augen heben sich; sie suchen den Balken; die eine Hand greift
zum Gut, sie schwenkt ihn grüßend.

Ein unartikulierter Ausruf drängt sich aus des Mädchens

